

cos-Regime sucht zwar mit dem ausländischen Kapital zu kooperieren und dieses zur Anlage im Lande zu veranlassen. Dies kann nur gelingen, wenn die Verwertungsbedingungen für das (ausländische) Kapital im Lande verbessert werden. Die sozialen Kosten ist das Regime weitgehend bereit, in Kauf zu nehmen. Wo immer die Marcos-Regierung allerdings einen Handlungsspielraum zu haben glaubt, wie etwa bei der Verstaatlichung des Zuckerhandels, sucht sie diesen auch zu nutzen. Tatsächlich sollte man das ML-Regime daher eher als den Versuch interpretieren, dem Staatsapparat mehr Autonomie gegenüber den verschiedenen gesellschaftlichen Interessen und damit auch ein größeres Lenkungs- und Steuerungsinstrumentarium zur Durchsetzung eines kapitalistischen Entwicklungsweges zu geben. Wie sehr diese Staatsziele und -funktionen schon von ihren Trägern – dem Marcos-/Romualdez-Clan – durch deren persönlichen Zugriff auch auf die Ökonomie durch ihre politische Stellung – schon verwässert wird, wie erfolgreich diese Strategie überhaupt sein kann bzw. welche tatsächlichen Ergebnisse und Konsequenzen diese Politik tatsächlich gebracht hat, darüber kann man schon fast nicht mehr streiten. Auch in diesem Buch ist dafür eindringliches, wenn auch nicht immer erschöpfendes Material zusammengetragen worden.

Rolf Hanisch

RAPHAEL ISRAELI

### **Muslims in China. A Study in Cultural Confrontation**

Scandinavian Institute for Asian Studies, Monograph Series No. 29, Curzon Press, London u. Malmö, 1980.

„A Neglected Problem“ ist der Untertitel des Buches „Islam in China“ von Marshall Broomhall<sup>1</sup>, und seither ist die Klage immer wieder erhoben worden, zuletzt im vorliegenden Buch von Raphael Israeli: „No major community of Muslims has been so little-known as those of China . . .“ (S. 1). Stets aber scheint es das Anliegen der Autoren zu sein, in der einen oder der anderen Weise zu dem Problem Stellung zu nehmen, das Martin Hartmann im Vorwort zu seiner Schrift „Zur Geschichte des Islam in China“, Leipzig 1921, auf Seite III folgendermaßen formulierte: „ . . . der chinesische Islam ist erst in allerneuester Zeit Gegenstand wissenschaftlicher Untersuchungen geworden, deren Ergebnisse nur langsam über einen kleinen Kreis hinausdrängen. Aber selbst bei mäßigster Schätzung der Zahl der Muslime liegt hier ein Gährungsstoff vor, der von Bedeutung werden kann zum Heile oder zum Unheile Chinas, und der darum Beachtung verdient.“ Und Hartmann fährt fort: „In welcher Richtung die Auseinandersetzung zwischen Islam und Chinesentum sich zu bewegen hat, damit die Muslime ihr Kräfte entwickeln und zugleich nützliche Mitglieder des chinesischen Staatswesens werden können, ist für uns nicht zweifelhaft.“ (ebd.) Eine ähnliche Auffassung wie Hartmann vertritt Wen-Djang Chu in seiner Studie über die Moslem-Aufstände im 19. Jahrhundert, wenn er schreibt: „To leave Sinkiang to a strong contender means an invitation to constant trouble. This is the basic reason behind the northwestern policy of all the Chinese governments, from the Han dynasty to the Republic of China; from the Mongols and the Manchus to the Communists of today. The Moslem problem, thorny and stubborn though it may seem to be, is really not unsolvable. Peaceful co-existence and harmonious cooperation can be worked out under any strong central government<sup>2</sup>.“

Gänzlich entgegengesetzter Meinung ist Israeli im vorliegenden Buch, das weitgehend identisch ist mit der Fassung seiner Ph. D. Dissertation in Anthropologie (University of Califor-

<sup>1</sup> Marshall Broomhall, *Islam in China. A Neglected Problem*, London 1910.

<sup>2</sup> Wen-Djang Chu, *The Moslem Rebellion in Northwest China 1862 – 1878. A Study of Government Minority Policy*. Mouton, The Hague 1966.

nia, Berkeley) aus dem Jahre 1974, die er noch prononcierter betitelte: „Chinese versus Muslims: A Study in Cultural Confrontation“. Den Kern seiner These hat er bereits an anderer Stelle als Zeitschriftenbeitrag der Fachwelt vorgelegt<sup>3</sup>. Der Eingangssatz zu diesem Artikel umreißt seine Auffassung: Muslim presence in China, which dates back to the T'ang Dynasty, has always posed a challenge, at times even a threat, to the Chinese establishment. This was due to that Islam, far from willing to acculturate into Chinese society, on the contrary nurtured its distinctive traits and stressed its own superiority, something almost unheard of in other minority cultures in the Middle Kingdom<sup>4</sup>.“ Welche Antriebe den Autor bei seiner Arbeit beseelt haben mögen, kann man allenfalls ahnen angesichts solcher Sätze wie: „The Chinese talked about Muslims the way the English talk about the Irish and anti-semites talk about Jews<sup>5</sup>.“ Ohne auf Gruppendifferenzierung, auf schichtenspezifische Analyse oder gar historische Erfahrung näher einzugehen, entfaltet Israeli ein Konfrontationsmodell, das er dann aufgrund seines offenbar sehr selektiven Literaturstudiums im einzelnen belegt. An Primärerfahrung kann er sich nur auf Interviews beziehen, die er in Hong Kong und Taiwan mit chinesischen Muslims aus verschiedenen Teilen Chinas (in welcher Sprache?) führte. (S. 27)

Israeli unterscheidet in der Majorität-Minorität-Beziehung zwischen den „enormously self-confident Chinese und Islamic cultures“ (S. 4) eine drei-phasige Entwicklung. Die erste Phase ist gekennzeichnet durch Koexistenz, die zweite durch Spannung und Druck, auf die es bei der Minderheit drei Reaktionen gäbe: Ausweichen, Anpassung, Rebellion. Die dritte Phase ist jene nach erfolgreicher Rebellion. Israeli behandelt in seinem Buch nur die ersten beiden Phasen, wobei er sich für die ersten Phase auf die Zeit vor dem 19. Jahrhundert bezieht, für die zweite Phase auf das 18. und 19. Jahrhundert.

Entsprechend ist die Arbeit gegliedert. In dem ersten Teil (S. 11 – 126) wird neben der Konfrontation zwischen Muslim und Chinesen und deren (nach Ansicht Israelis) grundsätzlicher Unvereinbarkeit auch die Beziehung des Islam zum Judentum und zum Christentum in China dargestellt. Der zweite Teil (S. 129 – 210) stellt eher die geistesgeschichtlichen Aspekte der islamischen Erhebungen im 19. Jahrhundert dar, während die ereignisgeschichtliche Seite weitgehend unberücksichtigt bleibt.

Insgesamt ist das vorliegende Buch ein interessanter Beitrag zum Thema, da es von einer bestimmten, nach Ansicht des Rezensenten allerdings bedenklich vereinfachenden, sozialwissenschaftlichen Warte aus das Problem untersucht. Es wäre zweifellos wünschenswert gewesen, wenn der Autor sich skrupelhafter mit der Lage des ihm zur Verfügung stehenden Materials auseinandergesetzt hätte. Der Titel „Muslims in China“ verspricht mehr als das Buch einzulösen vermag. Angesichts der von Rudolf Loewenthal und Donald D. Leslie zusammengestellten bibliographischen Übersichten<sup>6</sup>, die Israeli ebensowenig erwähnt wie beispielsweise die einschlägigen Arbeiten von Ch'en Yüan und Paul Pelliot, kann sich jeder leicht einen Eindruck verschaffen von der wirklichen Komplexität des Themas.

Die Entwicklung der chinesisch-islamischen Begegnung, die ihre Bedeutung ja eigentlich erst mit der weiteren Ausdehnung des chinesischen Herrschaftsgebietes unter der Manchu-Dynastie erhielt, ist in vieler Hinsicht offen, Studien hierzu, auch derart spezialisierte, wie die von Paul Wexler zur „sino-islamischen Linguistik“<sup>7</sup>, bleiben weiterhin notwendig. Dabei käme es auch darauf an, neben der Darstellung der bisherigen ideologischen Unüberbrück-

3 Muslims in China. The Incompatibility between Islam and the Chinese order, in: T'oung Pao, vol. LXIII, 4 – 5 (1977) S. 296 – 323.

4 Ebd. S. 296.

5 Ebd. S. 305.

6 Rudolf Loewenthal, Russian Materials on Islam in China: a Preliminary Bibliography, in: Monumenta Serica 16 (1957) S. 449 – 479; Donald Daniel Leslie, Islam in China to 1800: A Bibliographical Guide, in: Abr-Nahrain, vol. XVI (1975 – 76) p. 16 – 48.

7 Paul Wexler, Research Frontiers in Sino-Islamic Linguistics, in: Journal of Chinese Linguistics, vol. 4, no. 1 (Januar 1976) S. 47 – 82.

barkeit der Gegensätze, bereits vorliegende Studien beispielsweise zur Stellung der Toleranz im Islam zur Kenntnis zu nehmen und auch der Frage nachzugehen, ob es nicht bereits innerhalb der chinesischen Staatsauffassung und/oder in der politischen Praxis bzw. im Alltagsleben Ansätze zur Überwindung dieser Unvereinbarkeiten gibt.

Helwig Schmidt-Glintzer

MATS LUNDAHL

**Peasants and Poverty – a Study of Haiti**

Croom Helm, London, 1979, 699 S., £ 19.95

GIOVANNI CAPRIO

**Haiti – wirtschaftliche Entwicklung und periphere Gesellschaftsformation**

Haag + Herchen, Frankfurt/M., 1979, 338 S., 48,- DM

Haiti, das ärmste Land der amerikanischen Hemisphäre, ist immer wieder Gegenstand kontroverser Diskussionen, weil seine spezifische Geschichte auch wissenschaftlich eine Herausforderung darstellt: Warum ist ein Land, das sich schon 1804 vom Joch des Kolonialismus befreien konnte, so erschreckend unterentwickelt? Diese scheinbar simple Frage ist denn auch der Ausgangspunkt für die beiden vorzustellenden Studien, die zum gleichen Zeitpunkt erschienen sind und deren Autoren offensichtlich nichts voneinander wußten. Dies ist leicht zu erklären: Lundahl (ein Schwede) hat sich von 1969 – 76 wiederholt im Lande aufgehalten und die Realität in sich aufgenommen und analytisch durchdrungen; Caprios Arbeit (eine Frankfurter Dissertation) ist eine Literaturstudie, die, sollten jemals Feldaufenthalte stattgefunden haben, diese nicht erwähnt (er soll allerdings im Lande geboren sein!). Diese Tatsachen allein berechtigen zunächst keineswegs dazu, ein engültiges Urteil über die Qualität der beiden Arbeiten zu fällen, denn so faktenreich und differenziert auch Lundahls Werk ist, es bringt wenig selbst erarbeitetes Primärmaterial (er begründet dies auf S. 12 damit, daß es zunächst einmal gegolten habe, das reichlich vorhandene Material zu systematisieren). Beide Arbeiten sind auch insofern nur bedingt vergleichbar, als sie verschiedene Untersuchungsgegenstände bearbeiten: endogene Prozesse im ländlichen Bereich auf der einen Seite, exogene Faktoren der ökonomischen Entwicklung auf der anderen Seite. Und doch haben beide Studien sich überlappende Sektoren und analytische Schnittflächen, an denen gleichzeitig der unterschiedliche wissenschaftstheoretische Ansatz klar wird. Übrigens: beide Autoren sind Ökonomen, aber grundsätzlich auch offen für soziologisch-politikwissenschaftliche Fragestellungen.

Caprio läßt keinen Zweifel daran, was er beschreiben will: die „verschiedenen Etappen der Eingliederung der haitianischen Gesellschaft ins Weltsystem“ und die „von der externen Durchdringung verursachte wirtschaftliche und gesellschaftliche Umstrukturierung“ (S. 17). Er gibt sich als Adept der Dependenztheoretiker und der Schule der „strukturellen Heterogenität“ zu erkennen und benutzt eifrig deren Schlagwörter. Dieser Focus gestattet ihm eine Analyse der Außenabhängigkeit der haitianischen Wirtschaft in verschiedenen Zeiträumen und Sektoren: spanische und französische Kolonialzeit, amerikanische Besetzung (1915 – 34); in der Landwirtschaft, im Bergbau und in der Industrie. Besonders eindrücklich wird diese Darstellung, wenn er auf die jüngste Entwicklung der sog. „run-away-industries“ hinweist (exportorientierte Produktionsfreizonen), die die billige einheimische Arbeitskraft ausnutzen und keine Verkettungseffekte für die Binnenwirtschaft bringen. Caprios Studie mündet denn auch in die zu erwartende Empfehlung, eine „autozentrierte Entwicklung“ mit teilweiser Abkoppelung vom „kapitalistischen Weltmarkt“ anzustreben (S.